



Zwiebelkalender - Lassenoralel - Erbsenblei

Allerlei Ergötzliches aus der Silvesternacht märkischer Dörfer
Von Gustav Metzger

Will man in der Silvesternacht allerlei Ergötzliches und Originelles bezüglich alter Siedlungsriten und Silvesterbräuche erleben, so muß man hinaus auf unsere Dörfer gehen, wo in den moligen, warmen Bauernküchen die Bürschin und Mädch'n sich ein Stellschein geben. Dort gibt es noch viel Interessantes an alten Sitten und Bräuchen. Da ist zuerst der genannte Zwiebelkalender!

Eine der drallen Bauernköch' hat eine besonders starke und große Zwiebel mitgebracht. Gleic'h ist sie ein Bauernbrüder dabei, sie der Lange nach mit seinem Taschenmesser aufzuschneiden. Es löst sehr vorsichtig und bei hintan die beiden Hälften in Soden und Rings um ihn herum steht die übrigen Bürsch'en und Mädch'en und schauen zu. Der Finger, das er aus laßt, gerät doppelt und die Schädelknochen vorwinkend, läßt. Zwölf Zwiebelstücke müssen zum Vorheben kommen! Weines mehr und feines weniger, denn sonst muß flugs eine neue Zwiebel herbeigebracht werden. Will doch jeder der Anwesenden einen „Anwiesel“ für sich beanspruchen. Zugedem bedeuten die zwölf einzelnen Schalen die zwölf Monate des Jahres. Der Reihe nach werden also abnämmt die Monate verteilt auf die Bürsch'en und Mädch'en, denn jeder will heute in der Silvesternacht den „Zwiebelkalender“ befragen. Zu diesem Zwecke streuen die eingetragenen Monat-Beflext' auch Körnchen Salz in die für sie bestimmt Monatschalen. Schmilzt das Salz sehr schnell in einer Falte, so bedeutet beispielsweise der Monat Mai den Betreffenden ein Tränenmonat. Hält sich das Salz jedoch recht lange zwischen den einzelnen Schalen, so kann der Betreffende der Freude des Schau's nicht verkriegen sein. Ein Zwiebelkalender ist dann allemal viel Hölterfert und Frohsinn aus, aber er bringt auch manchen Bürsch'en und manchem Mädch'en eisichen Kummer ein, sofern der Überglücke noch hoch im Kursie steht. Und auf unsern Dörfern ist dieser immer noch nicht ganz ausgestorben.

Hier und da auf den Dörfern hält man es in der Silvesternacht mehr mit dem Tasse n - o - r a - l e l .

Man sieht vier Tasselauf an den Tisch. Unter die erste Tasse legt man ein Stückchen Brod, unter die zweite ein Goldstück, unter die dritte einen grauen Lappen und unter die vierte einen schwarzen Lappen. Dann werden diese umgedrehten Tassen dauernd hin und hergeschoben, daß man nicht mehr weiß, unter welcher sich die einzelnen Gegenstände befinden. Jede Tasse stellt einen Teil des neuen Jahres dar und bedeutet ein Ortsdorf. Wenn ein Bürsch oder ein Mädch'n das Ortsdorf frage, so wendet sich der Betreffende an die alte Bauernfrau, die diese Tasselauf auf den Tisch gebracht hat, mit der Frage: „Bauersfrau, ich frage euch, was bringt das

Schädel mir im ersten Wierteljahr an Gaben?“ Diese gibt daran die Antwort: „Drog das Schädel selber!“ Sie führt ihn nun an den Tisch heran und läßt ihn von den vier Tassen eine aufscheben. Hört der Bürsch oder das Mädch'n diese Tasse, unter der sich der graue Lappen befindet, so bedeutet das, daß der Frajer im ersten Wierteljahr mit Sorgen und Bank zu tun haben wird. Dann stellt er die Frage nach dem zweiten Wierteljahr. Wieder darf er eine Tasse aussuchen. Kommt dabei das Geld zum Vorheln, so wird ihm dieses Quartal reichen Segen bringen. Hört er zum drittmal den schwarzen Lappen, so bedeutet das im dritten Wierteljahr einem Todesfall in der Freundschaft oder Besitzhaftigkeit. Für das vierte Wierteljahr bleibt nur noch das Brod übrig, der will sagen, daß er im Winter keine Zeit zu feiern braucht.

Bischof wird dieser Silvesterbruch des Tassenoralels auch so gehandhabt, daß jeder Draufschlaftrager nur einmal eine Tasse haben darf. Der betreffende Gegenstand, den seine Hand zieht, bleibt dann ausschlagnahmend für das Schädel im neuen Jahre. Die Deutungen der Gegenstände sind in den einzelnen Landstrichen ebenfalls verschieden. Manche wollen Ershelen des Geldstiftes von einer Erbschaft wissen, die der Betreffende im Neuen Jahre machen wird, andere glauben dabei an einen Lotteriegewinn. Den grauen Lappen benennt man auch als langwährende Krankheit und den schwarzen Lappen als Zeichen der Untreue ihres Mädchens. Dieses Tassenoralel ist ein Silvesterbruch, der sich in den Markt als Erbteil unserer Vorhören recht gehalten hat in einzelnen Dörfern.

Auch der Brauch des Erbsenbleis hat heute noch eine Bleiglätt'e auf den Dörfern. Er erinnert an den Zwiebelkalender. Auch bei ihm spielt die Zahl der zwölf Monate eine wichtige Rolle. Jeder, der ihn in jener Silvesternacht anstüßt, muß sich zwölf Erben besorgen, die alle von gleicher Größe sein müssen. Auch hierbei veranschauelt man sich an gemeinsamen Tun in den bäuerlichen Familien. Der alte Bauer sorgt für Blei und läßt es über dem Feuer in einem Kessel schmelzen. Dann tritt der Reihe nach jeder an ihn heran und wirkt auf einmal das zwölf Erben hinein in das geschmolzene Blei, das darauf von den alten Bauern blitzschnell mit den Erben in einem Gefäß mit Wasser gefüllt wird. Ein atemloser Spannung erwartet nun jeder, was aus diesem Gefüge werden wird. Bleiben die Großen zusammen, so ist der Bleisemler, so folgt der, daß für den „Bleisemlermeier“ viel Glück im neuen Jahre. Fallen jedoch einige Erben heraus aus dem Bleigemisch, so ist es mit dem Glück im neuen Jahre nicht weit her. Ein solcher mißlungener Gas kann für ihn Tränen bedeuten, wenn sich an die einzel-

nen versprengten Erben kleine Bleiteile gesetzt haben. Fallen Bleiteile weise von den zwölf Erben vier ab, so wird er in vier Monaten vom Schädel „nicht gerade hold“ werden, bis Gilde genommen“ werden. Es sind dieses die Zettel im Jahr, mit er geschickte erledigt wird. Werbi bei dem Om feind der Schädel, Erbteil in Blei bedeutet das für ihn ein sehr glückloses Jahr, für die unverheirateten Mädchen ein von Bedeutung, das im kommenden Jahr noch kein Freiermann erscheinen wird. Einigen Trost suchen solche Mädchen dann darin, daß sie sich so solchen Schenken noch schnell wenn sie nach Hause kommen, ein Gefangbüchlein unter das Kopftuch legen. Sie lassen das Buch im Dunkeln und schlafen mödllos eine Stelle auf. Am nächsten Morgen, dem Neujahrstage, schauen sie dann nach, welche Stelle sie im Gesangbuch in der Silvesternacht „getroffen“ haben. Sie atmen erleichtert auf, wenn ein Trost auf jener Gefangbüchlein steht, der ihnen Trost aufweist und der nicht gerade zu den Verlusten gehört, die von den „schlechten Dingen“ handeln. Oder aber, sie schneiden beim Nachhören eines Liedes einen Zweig von einem Obstbaum und stellen ihn in eine Blase mit Larmarmen Wasser. Dreibt dieser Zweig kleine Knöpfe, so haben sie doch noch Aufsicht, daß ein Freiermann über die Schwelle kommen kann im Verlauf des neuen Jahres.

Aus der Geschichte der märkischen Fischerei

Es ist bekannt, daß die Germanen vorwiegend Uferhäuser waren und Jagd und Fischerei mehr als Nebenbeschäftigung betrieben. Als nun nach der Volkerwanderung Wenden in unsern heutigen Heimat eindrangen, bildeten für sie die fischreichen Flüsse und Seen einen wentslichen Anreiz. Die Wenden lebten fast ausschließlich von der Fischerei. Aber sind Fischer-Uferhäuser gerade aus jener Zeit sehr zahlreich erhalten. Die in Pfahlbauten und Burgmauern aufgeschichteten von Fischmühlen und Fischereigeräten, die aus massiven Tortensteinen zusammengesetzte Fischkähne (Gimbund) und die Urnen, deren Beigaben mit Hilfe von Gräben eingetragen wurden, sind Zeugen einer Zeit, die noch heute in vielen märkischen Städten vorhandenen „Kiepe“ – so in Spandau, Brandenburg (Havel), Rathenow, Eberswalde, Rixdorf usw. – kennzeichnen die Stellen, wo eben die wendischen Fischerstützen am Wasser entlang gestanden haben.

Raddem die Mark von den deutschen Königen in Besitz genommen worden war, machte sich das Übergewicht des Uferbaues immer mehr geltend.

Das allgemeine Landrecht, das 1794 in Kraft trat, brachte auch Vorhöfe für das Fischereimessen. Dieses hatte aber im Laufe des Mittelalters stark an Bedeutung eingebüßt. Jetzt kommen hingegen die Bräutigamverzierungen und die Flüß und Uferregen-

Klungen, die für viele Fischarten die Nahrungs-
möglichkeiten einschränken und die Nah-
rungssuche der Fische erschweren.

Der Fälschhandel in den märkischen Städten nahm früher einen bedeutenden Platz im allgemeinen Wirtschaftsleben ein. Ihren Hauptabsatz fanden die Fälscher in den benachbarten größeren Städten und vor allem in Berlin. Den hauptsächlichen Großhandel beliefereten vor Allem die Rathenower, Brandenburger und Potsdamer Fälscher. Auch der lange sehr bekannt gewordene Briesener Fälschhandel, der Oberbürgermeister ihrer Freie Stadt nach Berlin, die Kleinstadt, in Berlin wurde von zahlreichen Fälschern besetzt, die aus Käppeln, Mahnsdorf, Bernsdorf, Sandau u. s. w. kamen und Mithofs und Sonnabends auf den Wochenmärkten ihre Ware mit großer Bungenfertigkeit feilhielten. Bei jedem Wind und Wetter sahen die Fälscherfrauen vor ihren länglichen Fälschfassern in vierzähligen hölzernen Kästen (den genannten Kummern). Während im Großhandel die Fälsche nach Gewicht gehandelt wurden, boten die Marktfrauen sie nach Ge-

Schill'sche Streifkorps in der Neumark

Bor mir liegt ein altes, vom Jahr der Zeit angefangenes Buchlein: Das zehnte Jahr der „Neuen Feuerbrände“ aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts – eines Journals, das angeblich das lobenswerte Bestreben hatte, „die großen Schäden, an denen unser Vaterland damals krankte, rücksichtslos aufzudecken und dadurch zur Besserung beizutragen.“ Auf grobem Papier gedruckt, mit einem grauen Umschlag versehen, sind darin mehrere Briefe abgedruckt, in denen ein Mann seine Wahrnehmungen niedergelegt hat, der fürt den dann traurigen Thäter Freuden eine Reihe von Blättern nachdrücklich verurtheilt. Eine Briefe stimmen alle den Geist der Zeit: ein militärischer Verdammungsbrief über die unzureichende Armeen, den beliebten Sündenbrot für die Schändlichkeiten des preußischen Staates bei allen Gegnern des altpreußischen Heeres; dann einen präzenzreichen Patriotismus, der sich gefüllt ist in tiefe Bedürfnisse über den Zusammenbruch der früheren Größe zu hütten und der er dabei doch nicht verschmäht, den derzeitigen Machthabern Wehrhaft zu spenden, wie es nur möglich ist.

Uns interessiert in erster Linie der Brief des „preußischen Patrioten und gleichzeitigen Franzosenverehrs“, den er am 18. September 1807 von Stargard aus geschrieben hat und in dem es u. a. steht:

und in dem es u. a. wortlich heißt: „... In Greifswalde an der Oder erzählte man mir, wie der Lieutenant v. B... bei einer Belagerung des preußischen Winters bei der ersten Oder angekommen sei, dort 18 Kähne, mit französischen Waffen beladen, gefunden, die Bedrohung verlängt und mit Hilfe seines ungefähr 20 Mann starken Trupps alle diese Waffen — gräßlichste Kanonen — in den Fluß geworfen habe. So vorstellbar das nun für den Augenblick der russisch-preußischen Armee oder den preußischen Festungen war, so wenig Erdal gewöhnt es für die Zukunft, denn er kannte das Prinzip von v. B... nicht; und seine Ueberzeugung entfernt hatte, wenn er die Erinnerung an einen „Kahnen“

andachtig die Erwähnung der alten Geister aus dem Grunde des Glücks wieder heraufzurufen. Daß dies mit Lebensgefahr gefährlich ist, begreift's. Daß das als ungünstige Brücke! Und wozu filtrirt das Ganze? Ja, hätte Wedel die Kanonen außer vernageln lassen, dann war etwas Entschiedenes gethan; aber dazu glaubte er nicht Zeit genug zu haben. — Was er an Proviant auf den Küsten fand, hatte er an die dortigen Landleute verkauft. Die Franzosen erfuhren es, und die Räuber mißten alles unentgeltlich zurückgeben und erhielten obenrein derbe Schläge . . .

Der kühne Handstreich der Schillschen bei Alt-Güstrinchen findet also nicht die Zustimmung des unmaßgeblichen Brieffschreibers, der

richten aus: Heute z. B. wurden in kleinen, holzernen Bänken, Vale in unten auf laufenden Fächern verfaßt, und die Händlerinnen wußten ihre Ware so geschickt zu zeigen und in das Interesse des Kaufmanns zu schütteln, daß dieser manchmal erstaunliche Preise bezahlte. Diese kleinen Geschäftsstifte spielten die Rolle von Kiosken, die durchaus erlaubt waren, sie doch darauf angewiesen, auch ihre hübsche geringerer Güte an den Mann zu bringen. Die Frauendienstleute durchweg als erbärmlich und göttesfürchtig geföhlbert — trotz ihrer gefürchteten Energie und dem mutauer an den Tag gelegten Geschäftstüchtigkeit. Sie fühlten nun schon längst alle den ersten Schlag der Zeit, der auf die kleinen Geschäftsstifte mehr entfiel, der hier fast auf einem Markt oder auf einer Straße in den Markthallen und Ladengeschäften abspielte — sind nicht mehr erdrückt worden vom Seefischhandel, der lange schon den Wasserspeckshandel weit überflügelt hat. Denn selbst der „Pug, einster der große Meister des kleinen Mannes“, ist mittlerweile verhältnismäßig rasch geworden.

sich in seiner Überheblichkeit berufen fühlt zu einer Kritik, die ebenso unfruchtbar war wie sein ganzes Geschreibsel.

der ¹⁷ „Merknuldig“ ist ein anderer Vorfall, welches im Frühling zu Königslutter in der Neumarkt entstand. Der Rentenmeister Müller vom Schillerschen Corps hatte sich mit 50 Männern aus der Kolberger Gegend auf den Weg gemacht, alle Dörfer und Städte, wo von französischer Besetzung war, umgangen und kam nach Königslutter. Überall, wo dieses Corps keine Befreiung fand, nahm es die öffentlichen Kassen, fügte die noch verborgenen Borräte von Bassen und Monitierungen auf und zog dann weiter. Müller, welcher der Sage nach zuvor Tambour war und sich durch Tapferkeit zum Offizier aufgeworfen haben sollte, ging mit seinen Leuten über die Oder, kam nach Angermünde, stand hier eine schwache Besetzung, folgten sich mit dieser in den Straßen des Städchens wieder, nahm, was zu seinem Nutzen und Vorteile darin noch Königslutter ein. Hier rekrutierte er seine Truppe und schlug sie in einen Kasten und wollte sich mit seinen Leuten einquartieren. Über die Magistratur, die Räthe der Franzosen hörte, widerstrebte sich. Der dirigirende Bürgermeister Andreu führt das Wort, obgleich nicht er, sondern der Senator Menn (ein Mann, der eine gewisse Superiorität im Magistrat erworben), den Plan gemacht hatte, den Preußen alles auszufordern. Andreu antwortete auf Menns Forderung verneinend und hatte, um seine Weigerung zu unterstützen, die Bürger durch die Straßenglocke zusammenzurufen lassen. Müller sagte, was zur Sache gehörte; mädeten den Bürger vorstellungen, daß ihre Widerfeindlichkeit nichts bewirken könne, und wünschten sich dann unter Tschiffen und Pferden eine Paradeschau. Andreu erwiderte, daß man sich nicht auf solche Ausworfleien einzulassen habe, ließ Müller den Bürgermeister Andreu 20 oder 25 Prügel durch einen Porzellan gehen.

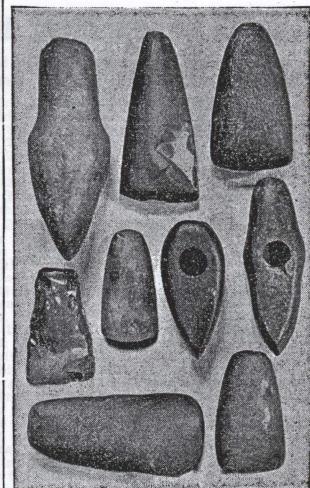
Dieser Vorfall gibt dem Briefe schreibenden Reisenden, dessen Kritik auch hier nicht so zu Tage tritt, vielmehr nur zwischen den Zeilen deutlich zum Ausdruck kommt, die Legende zu folgender „geistreicher“ Be-merkung: „Wie sollte sich der Bürgermeister be-nennen? Nahm er die Preußen gut auf, so könne er später das Schäfchen des Bürger-meisters zu Kritis haben (den Bürgermeister im Franzosen erloschen wurde). Nun, da er sich ihnen widerstellt, wird ihm körperliche Zäh-igung. Indesest scheint es, als wenn er — nach seiner Ansicht — das Besteire erwählt habe. Wo die Alternative Schläge oder Tod ist, so-

greift der Gescheite doch am liebsten zum
ersteren. Der Patriot hat freilich manches da-
gegei. einzuwenden."

Soweit der Briefschreiber. Es dürfte sich wohl erübrigten, diesem Kommentar ein solches aus unserer Feder anzufügen. Jeder Leser mag sich seinen Teil darüber denken.

W. F. Z. = M.

Jahrtausende alte Steinbeile



Brandt, K.W.

Der heimische Boden birgt viele Funde aus der Vorzeit unseres Volkes, und sind wenige Menschen, die darüber Bescheid wissen, auf dem Lande zu suchen, wo sich in einer Landschaft, sehr verstreut liegenden, menschliche Siedlungen befinden, beständigen auch schon vor Jahrtausenden solche. Da sind es nicht ausfallseligen Steinreste, die man leicht auffinden werden. Mit einiger Mühe wurden sie in der Jungsteinzeit oder der Zeit der geschichteten Steine hergestellt. Weißt formenentsprechend das Füßgerüst wurde noch zweitwendigender zugebaut und dann von einer Sandsteinplatte mit Wasser und so gekleistert, bis die gewölbte Form vorlag. Man konnte auch mit Wasser und Sand mit einem Stab aus Holz oder Stroh den Steinblock einzufeuern; das fand dann die Steinäste.

Märkisches Adlerwölf

Bauersfrau und Bauersmann,
Werk der Scholle — froh packt's an!
Birgt die Kraft im Ackerwerke
Baterlandes beste Stärke,
Und was ihr dem Boden tut,
Tut ihr eurem Volk augut.

Bauermann und Bauersfrau,
Baut ja mit an Hitlers Bau!
Euer Fleiß in Schollentreue
Festigen Deutschlands Macht aufs neue. —
Ackervolt, aus deiner Saat
Erst wächst auf ein starker Staat!

Die Sprache der Heimat

Unzählige Dichter haben dich gelungen, meine Heimat! In allen Farben hat man deine Jüge wiedergegeben. Dein Frühlings- und Sommerkleid, dein herbstliches und winterliches Gewand, haben die Künstler beschrieben und bewundert. Niemand aber kennt dich besser und liebt dich mehr, als mein Herz, das mit unzähligen Rechten mit dir verbunden ist.

Wenn die warme Sommeronne auf dir ruht, sieh Heimat, gleichst du Nutz dem einer gütig lächelnden Mutter. Wenn der Strom dich überfließt hinwegbraust, der Himmel seine Schleier öffnet und Blüte die Wölfe zerreißen, dann denke ich an einen im strauden Leben stehenden Menschen, in dessen Angesicht das Schädel mit rauher Hand furchten zog.

Wenn Schöne auf deinen Fluren steht, habe ich Ghrurz vor dir, müde, ruhende Erde, wie vor einem in Ehren grau gewordenen Menschen.

Wo sonst noch auf der Welt läuft sich's so gut wandern, wie in meiner Heimat, wo du jünt ruhen, wie auf meiner Heimat grünen Wäldern? Wo sind die Wälder thürler und königlicher, wo gibt es wieder so freundliche Bäume wie in märchenhaften Winkeln und Gassen wie in meiner Heimat?

Und wären anderswo Berg und Tal und Wald und Feld und Weise tausendmal schöner: So lieben wie meiner Heimat Gesinde kann ich sie nicht! Denn anderswo reden Blumen und Bäcklein und Bäume in einer anderen Sprache, die mir fremd ist. Meiner Heimat Sprache aber dringt mir ins Herz!

Und in Nächten flössumerlossen
Tönt es mit dann immer zu:
Heimat, Heimat, ewig liebe,
Ach, wie einzig schön bist du!

Im heimatlichen Winterwald

Nichts ist falscher als dies: immer nur von einem „toten“ Winterwald zu sprechen, wie es Poeten gern tun, und das in ihm begrabene Leben zu beklagen. Mag der Winter auch noch so streng sein, niemals hört das Leben im Wald auf. Swarz ist die Natur spröder und verborgener als im lieblichen, überreichen Mai, aber gerade deswegen für den Naturfreund von besonderer Seinen Reiz. Da tummeln sich ganze Schwärme von Weisen und Goldbänken mit minuterem Geiz in Nadelwerk der Erlen umher. Vintippe und Kleiber streifen emsig die ganzen Wald ab, um mortale Bäume zu entdecken und sich mit fehligen Hämtern aus ihnen nach die fetten Räder und die Maden vorzuladen. Und spürt die blaße Winteronne einmal längern, dann springt auch wohl das Choros schnell von Baum zu Baum, die Höhle und mause verläßt ihr warmer Nest, und Mäuler und Krallen und Kratzern hinterläßt durchaus Lust. Der in der ringeligen, knorrigen Eichenwälder stehende grün und grün geprägte Schenkenpanzer, kaum wahrnehmbar dem ungeübten Auge, flattert jedoch nach seinem kluglosen Weibchen umher. Gehörbi er doch an den winterhaften Gefesten der Kleinfedermutterlinge, die erst im kalten Winter ihre Hochzeit halten.

Untersanter noch als das tierische ist das pflanzliche Leben des winterlichen Waldes. Ein Zweigpanzer beherrscht es jetzt: die Lecken und die Moose. Erkere vor allem haben sich nach der herbstlichen Regenzeit recht ausgebreitet. Im Sommer vertrocknet und scheintar ist, wird sie nun zu neuem Leben erwacht und wiederum nun in neue Kraft und Mannigfaltigkeit. Ganz jede Baumart hat nun ihren eigenen, fast zwar stets auf der Weiderette, da die Flechten ja die Feindschafft der Wurzeln benötigen. Am meisten findet sich die Kunsteleche. An den Erlen und am Waldboden stehen die grün-grauen Buchenwaldschen der grün-grauen

Buchenflechte, während von den Fichtenzweigen das Gemirr der elsgrauen Bartflechten lang hérniederhängt. Die Rinde der hochstämmigen Buchen ist mit der Schriftflechte überzügt, und auf den morastigen, abgesetzten Baumstümpfen befindet sich eine Landschaft die geographische Schlebenflechte in flachen Krusten aus.

Wiesgestalter noch als die Flechten sind die Moose, die selbst noch unter blühender Schnee erblühen und ihre Früchte tragen. Ihr Rosen hält die Feuchtigkeit, und er ermäßigt es, daß auch im heißen Sommer die Bäume

nicht verborren. Den Hauptanteil am Boden unseres Nadelwaldes hat das dunkelgrüne Kupfermoos, der seltene Bierschuh und das zierliche Dreihmoos sind zu finden. Am Fuße der Weiden und Pappeln mit Vorliebe sieht man das prächtige Goldhaar in talergroßen Rosenbüscheln an, das gerade zu Weihnachten seine volle Schönheit einsetzt.

So gibt es denn zur Zeit nichts Schöneres, als mit offtem Aug und wachem Sinn in kalter Winterluft die Wälder zu durchstreifen.

Der große Hecht im Bökensee und andere Sagen vom Bökensee bei Lindwerder

Nacherzähl von Werner Hinze

Ein uralter Fluß lagert über dem Bökensee und über der Insel des Sees. An der Insel macht ein großer Hecht mit roten Augen über vergangene Schäfe in der Insel oder am Ufer und hält jeden davon ab, der sich den Schafe nähern will. Es soll ein Mitter sein, den eine alte Frau vor langer Zeit in einen Ofen verwandelt hat.

Es ist nicht angebracht, nach dem Fisch zu schlagen, da sonst der Betreffende ertrinken muß, da der Hecht zum Angriß übergetaucht. Göttels Karl, Julius Krüger und Wites Gottlieb hielten auf dem Felsen und erzählten von dem Hecht, den hier sein soll. Alles waren handfeste Männer. Da sagte Wites Gottlieb: Wenn ich den Hecht in sieben Kreise, wer id eimm schon wissen, watt er hecht, meit Männer tuftumentlaufenom!“ Da war der Hecht ganz in der Nähe des Kahnens. „Hecht i jesein!“ sagten Krüger und Göttel zu ihm. Hecht kam der Hecht zurück, daß das Wasser schwämme. Als er direkt an Kahn war, sonnte sich der Fisch in seiner ganzen Länge sehen. Er war doppelt so lang wie der Kahn, und die roten Augen haben die durchdringend an. Eine Krüger stöhnt. Wites Göttel nach ihm. Doch folglich wurde der Kahn hochgehoben und umgedreht, daß alle ins Wasser fielen. Nur Kahn hielt sie fest, doch vom Hecht war nichts mehr zu sehen. Als Ufer angelte Marquardus Karl. Der sah, wie der Kahn umgeworfen wurde und auf ins Wasser fielen. Schnell ruderte er mit einem andern Kahn hin, und mit vieler Mühe gelang es ihm, also wieder ans Ufer zu bringen. Wites Göttel zitterte immer noch vor Sorge und Angst und sagte: „Dett mäde id over nicht mehr, um solane na dett Bliest, der id vilke kräffter wie id.“

Das ist die Geschichte vom großen Hecht im Bökensee bei Lindwerder, der in stiller Waldentfernung in der Wallmühle Heide zu finden ist. Doch nur wenige kennen ihn, trotzdem nur einige hundert Meter von der Bernauer-Torstraße Thaußee entfernt. Die Erlen- und Buchenwälder kommen bis hinauf an seine Ufer. Doch nur von drei Seiten. Dort auf der Seite wo die Insel ist, sind die Felsen sehr steil. Aber oben bringt Hundegeschäff von Alter und Nein-Eindwerder hierher. Hauptbaudienten ziehen auf dem Wasser ihre Kreise. Ruhe ringsum. Oftentimes spiegelt sich die Sonne im Wasser, und die Schönungen weisen lange Schatten über den See. In der hellen Sonne des Janu-Landes ist in der Ferne die Insel zu sehen. Die hohen Erlen und die einsame Birke der Insel glänzen in der hellen Sonne. Einsamkeit eines neuärmlichen Waldes. Es ist so etwas sonderbares und eigenes, an seinen Ufern zu träumen und längst vergangene Zeiten wieder erstehen zu lassen und wieder zu sehen.

Johann-Mittagshunde

Das Wasser, das bisher klar war, gerät in Bewegung. Es bilden sich Strömungen, die Strömungen werden zu Strudeln, die Herrenströmung von allen Seiten auf die Insel angeströmt. Auf der Insel ist jetzt eine Burg aufzogen. Ein schlichtes Leben ist auf der Burg. Von der Burg führt eine Brücke zum diesseitigen Ufer. Zeit kommt der Burgvogt in

polter Kriegsschrift mit seinem Gefolge über die Brücke. Anscheinend zieht er aus zum Kampf. Auf den Binnen stehen einige Burgwälle. Die Brücke wird hochgezogen. Kriegsgefahr! Die Glotzen in der Burg läuteten. In Bernauheim schlägt die Turmuhr ein Uhr. Wohl wieder Bewegung im Wasser, und die Insel liegt wieder in der prallen Wisslagsonne. Der „Sut“ ist vorbei.

Im Sommer, wenn Gemütserschüsse über dem See liegen, kommt aus den Wiesen am Diestelkie (Karpenteis) der Bernauheimer Sützjoch (eine Art Weiß, das den Weg am See entlang zieht). Wenn es sich der Höhe mit der Insel ist, geht sie durch das hohe Rohr, in Richtung der Insel. Doch das Rohr bewegt sich nicht. Ein Bauer aus Lindwerder, der am Ufer angelte, hörte hierbei folgendes Gerüsch: Er sah die Frau kommen, und da die Abendlösle mit einer bekannten Frau hatte, achtete er nicht weiter darauf. Doch er immer nach der Angler sehen mußte, sobald die Frau erst wieder, als sie schon hinter ihm war und dem Hohen Rohr zuging. Ihm wunderte es, daß sie ohne Gruß vorbeigegangen war, und er rief sie an. Doch sie achtete nicht darauf, sondern ging weiter und verschwand im Hohen Rohr. Zeit wußte er, daß er einen Spuk gesehen hatte.

Um die Sommer-Mittagszeit ist aus den Felsen des Sees fernes Glöckleinlaut zu hören; über den See und über die Insel zieht sich über dem Wasser eine Glöcke, die innen weiß ist, von einem zum andern Ufer, dann ist sie verschwunden. Um die gleiche Zeit ist über dem Wasser ein Ritterhelm zu sehen, der, wenn er über das Ufer erreicht hat, verschwindet. Die Insel liegt im Schnittmitten beider Ereignisse.

Somit die Sagen des Sees. Doch auch das legte Erelans, das kurz vor dem Weltkrieg hier zu leben war, ist ebenso bedeutungsvoll wie die Sagen. Ein Bauer aus Erelans stand am Ufer, geradeworber der Insel. Da sah er deutlich, wie sich über der Insel — fast erreichbar — Wolken zusammenzogen und Tierformen annahmen. Deutlich waren zwei Bären zu unterscheiden (ein großer und ein kleiner), die miteinander kämpften. Der große Bär ging als Sieger hervor. Danach verloren die Wölfe. Der Bauer hat, als er diese Ergebenheiten gesehen, Krieg angekündigt, die Prophezeiung ist auch bald in Erfüllung gegangen.

Sind die Sagen wirklich nur Sagen oder haben sie geschichtliche Bedeutung? Um das ergründen zu können, muß man weit zurückgreifen. Nicht immer war es am See so ruhig, wie es heute ist. Die Höhe am Ufer des Sees waren zur Mittagszeit Steinberg (5000 bis 3000 v. Chr.) zur Befestigung gut geeignet. Hier waren zahlreiche Pfahlwirtschaften. Die Siedlung des meso-asiatischen Überwingers der Eiszeit boten das Material zu den verschiedenen Feuersteinbrüchen, und es entstand eine Feuersteinindustrie, die überallhin ihre Keräte lieferte. Angehauene, Speerspitzen verschiedenster Art, querschlitzige Schaber und dergleichen waren die wichtigsten Keräte. Noch

Heute geben die vielen Funde ein Bild vom Werken des damaligen Menschen. Die Zeit verging, und die Menschen zogen weiter. Einige taufend Jahre weiter kamen von Osten ihre anderen Menschen. Sie waren in der Herstellung der Geräte nicht so eingerichtet, dass sie das Eisen schmieden. Sie stellten nicht aus der Höhe, sondern direkt am Wasser. So entstand hier — von mehreren taufend Jahren getrennt — zuerst eine germanische Siedlung, und dann eine slawische Siedlung. Die Kampagne begann, als deutsch-mittelalterliche Ritter in das Land kamen und hier die Städte gründeten. Auf der Höhe entstand die Stadt, die Denkmal eines Burgs, als Wappenstein gegen die Fremdkünste. Das Kastell ging an den Herzog. Ein Ritter wollte schwimmen bei einem Kampf, der sich am Ufer stattfand, den Bebrängen zu Hilfe kommen und ertrank. Der über dem Wasser liegenden Helm gibt noch heute einen Zeichen davon. Die Wiederbelebung gelang. Die Burg verfiel.

Ein weiteres Mittel zur Ergründung der

Geschichte des Böhmensees ist die Namensfunde: Bösen; der Name ist altsorbisch, der Weiße, Bod, gotisch: biudon, gleich Böen (Boden), Bottin. So ergibt der Name deutlichen Ursprung, bilden. Die Insel heißt der Klippenwerder. Dieser Name ist wiederum: Klippe, steiler Hügel. Der nur etwa hundert Meter entfernte Diebel-See darf hierbei auch nicht vergessen werden. Dieb! ist gotisch und gleichbedeutend mit Diet, (Dieb) Biude, Volk. So werden hier die Volksüberfammlungen auf dem Seeufer stattgefunden haben.

Andere Bedeutung hat der Name. Vera. Vera-Lowen waren ein slawisches Fürstengeschlecht von 1200 bis 1400 n. Chr. Es ist die einzige Name, der auf die slawische Bevölkerung hinweist, alle anderen Namen sind germanisch, deutsch.

Sagen sind immer Überreste verlorengegangenen Volksgeistes. Das ergibt sich auch aus den Sagen hier und aus den wenigen Überresten, die erhalten bleiben.

Geschichtchen vom preußischen Pfiss

Von Müller-Rüdersdorf

Hast du schon einmal vom preußischen Pfiss gehört? Es gibt einen paar hundert Jahre alt, nachdem Friedrich der Große der Leber ein geniales preußisches Pfissfest war, wenn man so sagen darf — lerne ihn kennen!

Im deutschen Ostland, in dem Neumarkt, wurde die seltsame, lustige kleine Geschichte zuerst erzählt. Friedrich der Einzige durch Übernahme östlicher Brüderlands aus mitten im Frieden eine Brüderlinie gegründet, ließ es, öfter abends unerkannt auszugehen, sich unter sein Volk zu mischen und so der Freude, Stimmung und Wünsche zu erforschen. Am Liebsten ging er in Berlin in die Wirtschaften, wo seine Soldaten sich die Rast fanden, vertreibt und ihre Sorgen hinnimmt. Ein alter, schwabiger Soldatenverder stand in der Ecke und schaute eines Abends traurig in einer Schublade mit einem Grenadier zusammen, der schon ganz gehörig einen hinter die Binde gegeben hat und ihn gleich einschläft, mitzugehen.

Friedrich der Große — schon der Alte Friß genannt — lädt sich als unerkannter Komrad lange nützen. Dann tut er aber feierlich doch Bescheid und schenkt seinem Übermitigten, großmütigen Grenadier näherliegende Aufmerksamkeit; doch der soviel Geld draufgeht, lädt sich auf.

Kamerad, wo habt du das viele Geld her? Du sollt nobler Passien, wie du sie offenbarte, doch den Gold bei weitem nicht aus!“ fragt er ihn.

„Dann kann ich den preußischen Pfiss nicht kennenzulernen, was‘r traurig und müßig bestellt!“ lautet die Antwort.

Der preußische Pfiss! Was ist das, der preußische Pfiss?“ vorfragt der Alte Friß weiter.

„Es, das kann ich dir nicht sagen! Du wirst mich verraten! Und das rechte Kunde-Leben hätte ich dann wohlhabt!“ meinte der Grenadier, der wirklich nicht auf den Kopf gefallen ist.

Doch das macht den König erst recht neugierig.immer wieder rückt er dem Soldaten mit tameradhaftisch vertraulichen Worten vor — bis ihm dieser endlich sein Geheimnis enthüllt.

„Dann höre!“ meinte der Grenadier, „Jetzt siehst du und wir Soldaten sehn nur so zum Stock da hin, dass uns‘r Gnadenhaftigkeit zu befreien haben, verkaufen wir alles, was‘r irgend entbehrlich und verkaufen kann! Das ist der preußische Pfiss bei mir!“

Und indem er fortfortat: „Was‘r braucht‘ ich zum Beispiel eine Schublade aus Stahl?“ Die ist verfault!“ Er zieht seinen Säbel aus der Scheide und zeigt, dass er eine Holzschlange hat. —

Der Alte Friß weiß nun genau und verabschiedet sich schnell. Das Gesicht des Grenadiers hat er sich aber zuvor gut eingeprägt. —

Kürtow, ein bedeutender Burgruine

Burgplatz

Wer heute in Trossin wohlt die Heimatforschung beschäftigt, dem fällt ein alter Stich von Merian (um 1650) auf, der uns Kürtow zeigt, als es noch eine stolz wirkende Festung war. Wenige nur wissen es, dass Kürtow im 14. Jahrhundert nach Arnswalde noch als eine der bedeutendsten Siedlungen galt. Aus der Geschichte des Ortes wissen wir heute leider nur wenig. Die erste urkundliche Erwähnung findet man im Jahre 1228, und zwar in Verbindung mit einer Zerstörung durch Wladislav, Oberherrn an dem Sachsenlande. Dieses Gebiet umfasste die Herrschaft Kürtow, die sich bis an die Westküste von Polens i. P. erstreckte. Da für eine Vertheidigung überaus günstige Lage des kleinen Dorfes wird die Johanner anlage einer Befestigung bewogen haben. Der erwähnte Stich von Merian zeigt uns noch urkundlich die burgartige Anlage mit der wichtigen Festungsmauer. Deutlich hebt sich auf der Darstellung der Burgsäule ab. Er stellt eine vierseitige, zweigeschossige Anlage dar, die wahrscheinlich älterer Vertheidigungsanlagen, wie z. B. einer Wehrburg u. a. aufweist. Die Burg ist eine einfache, aber durchaus wappenhafte Herrenburg, das von den Wirtschaftsbauten umrahmt wird. Die bedeutsame Rolle, die Kürtow in der Geschichte spielt, erhält allein durch der Tatsache, dass die Gründung der Stadt Remewald im Jahre 1291 von Kürtow aus erfolgte (nach der Bedelsdorffschen Familienchronik).

Was erinnert uns heute noch an die Tage ehemaligen Glanzes der alte Kürtow? Eigentlich recht wenig. Dank gebührt den Männern, die an Erhaltung der letzten baulichen Reste aus jener Zeit interessiert haben. Da der ehemalige Burggraben führt, steht nur noch zwei Mauerreste von denen noch ein etwa 50 Meter langer Mauerrest an der Strecke nach Warden befindet, während der zweite noch erhalten Teil am Seeufer zu sehen ist. Diese am Teil noch recht stolz wirkenden Mauerreste stehen unter Denkmalschutz. Weißt du nicht man heute zu der Aussicht, dass es sich hier um ehemalige Stadtmauern handelt. Fraglos müssen die Johanner verschüttet haben, den festgestellten Platz im Laufe der Zeit „zur Stadt“ zu erheben. Bezeichnungen wie „Zopfmärit“, „Seestraße“ und „Kürtow“ sind noch vorhanden, ebenso die landläufige Vergangenheit hin. Für das Vorhandensein einer Burg zur damaligen Zeit spricht auch die wundige Kirche, deren massiver Turm als Rest einer alten Wahrzeichen gelten kann. Als die Zeit der Kürtower erinnert der gotische Giebel der Kirche, der ähnlich ein Prachtstück darstellt und gleichfalls unter Denkmalschutz steht.

Die Tage sind nicht mehr, da die Gemeinde Kürtow ihr 700-jähriges Bestehen feiern kann. Die geplanten Veranstaltungen werden dann auch der planvollen Geschichte des Ortes Rechnung zu tragen wissen.

kleine Blätter

Am Kirchhofe von Kürtow steht ein Stein, der hier im Jahre 1707 folgende Eintragung: Hier ist ein sohn Christi eingeschlafen, gleichwohl nicht erhort. Die Weise-Mutter hat das Kind, in eine Tochter gewesen, leitfern lassen als einen Sohn Michael; damit oder das Kind nicht wieder gekreutet würde, ist für gut erachtet, dass es mit dem Namen Michael (als Saul-Dodler) so genennet werde.“

Inhalt: Antike Schalen — Tafelmalerei — Grabstein — Gräberfeld aus der Siedlungszeit märkischer Dorfer. Von Gustav Meissner. — Aus der Geschichte der märkischen Büßersel — Schiffs-Schiffsladen — Historische alte Städte — Märkische Mutter — Märkische Mutter — Die Sprache der Heimat. — Im heimatlichen Winterwald. Der große Dach im Böhmen und andere Sagen des Lindeberg. Von Dr. H. Hinsz. — Geschichten vom preußischen Pfiss. Von Paulus-Johannes-Berndt — Kürtow, ein bedeutender Burgruine. — Kleine Blätter. — Schriftleitung: P. Dahms.